

Geigy, Werk Grenzach

Das deutsche Patentgesetz sah die Möglichkeit vor, ein Patent verfallen zu lassen, wenn es in Deutschland nicht verwertet wurde. Bei der überragenden Stellung der deutschen Farbstoffindustrie kam die Anwendung des Paragraphen kaum in Betracht, bildete jedoch für das Geigysche Unternehmen Grund genug, Grenzach den Vorzug zu geben .

Für die Beschaffung von Rohmaterialien, den Verkehr mit der deutschen chemischen Industrie und den Absatz der Produkte in Deutschland bot der Standort bedeutende Vorteile. Zudem bestand die Möglichkeit eines Geleiseanschlusses an die deutschen Bahnen und die Anschlußmöglichkeit an die Starkstromleitung des nahen Rheinfelder Kraftwerkes. Die Abwasser konnten ohne Schwierigkeiten in den vorbeifließenden Rhein gelenkt werden. Die unmittelbare Nähe des Sitzes der Firma mußte den

Verkehr und die Zusammenarbeit erleichtern. Nach diesen grundsätzlichen Standortsüberlegungen, die bei der damaligen Situation die Möglichkeit nationaler Abschließung nicht in Erwägung zu ziehen brauchten, erfolgte 1897 in Grenzach der erste Landkauf. Die Konzession des Badischen Staates zum Bau und Betrieb einer chemischen Fabrik ist datiert vom 28. Januar 1898. In den Jahren 1898 bis 1899 wurden die ersten Fabrikations-, Bureau- und Maschinengebäude erstellt. Schon Ende 1898 konnte mit der Fabrikation begonnen werden. Die meisten Einrichtungen wurden vom Basler Werk übernommen. Die Meister und die ersten Arbeiter rekrutierten sich ebenfalls aus dem Rosental. Zum Direktor des Werkes wurde Dr. Eduard Greppin ernannt. In jener Zeit plante man ernsthaft die sukzessive Verlegung des Rosentals nach Grenzach und den Verkauf des Rosentalareals. Aus finanziellen und technischen Überlegungen - man erwartete durch die Fertigstellung des neuen Badischen Bahnhofs einen höheren Verkaufspreis und wollte die Produkte aus älteren Fabrikationsverfahren bis zur endgültigen Aufgabe noch mit den bestehenden Anlagen herstellen - wurde der Plan vorerst verschoben und später ganz

aufgegeben. Schon mit dem Ersten Weltkrieg wären die Folgen katastrophal gewesen. Der uns heute befremdende Plan des Auszugs über die Landesgrenze erschien damals in Anbetracht der internationalen Verhältnisse als nichts Besonderes. Die Grenzen standen offen. Arbeit und Kapital konnten frei zirkulieren. Grenzach fühlte sich wie Muttenz oder Birsfelden als Vorort Basels. Die Badenser betrachteten das Münster der Stadt, die große Messe und die Kaufläden als ihrem Lebensbereich zugehörig. Und vom guten Grenzacher Wein und den behäbig-gemütlichen Badenser Wirtinnen weiß Jacob Burckhardt nur Rühmliches zu berichten!

In einem großen Shedbau, der in vier Betriebe unterteilt war, installierte man die Fabrikationsanlagen. Eine erste diente der damals in höchster Blüte stehenden Auraminproduktion nach dem Verfahren von Sandmeyer. In einer zweiten wurden die Erioglaurine, ebenfalls nach einem Verfahren von Sandmeyer, hergestellt, blaue Wollfarbstoffe, die den Namen der Firma in alle Welt trugen. Diese nur beschränkt echten und sauer färbenden Blau wurden später durch die echten Chromblau, die Azurole Conzettis,

ergänzt. 1909 mußte für die Azurolfabrikation ein neues Fabrikationslokal gebaut werden. Die Firma besaß durch die Conzettischen Azurole konkurrenzlose Blautypen. Die Safranin- und Indoinfabrikation waren wie die Indigoherstellung in gesonderten Räumlichkeiten untergebracht.

Die Errichtung einer neuen Extraktfabrik wurde ebenfalls in Betracht gezogen, was die Aufgabe der alten inneren Fabrik an der Bahnhofstraße bedeutet hätte. Ende der zwanziger Jahre stand das Projekt noch einmal zur Diskussion. Eine neue Lösung fand sich aber erst Ende der dreißiger Jahre.

Nach dem Brand des Indigobetriebes im Jahre 1903 wurde an seiner Stelle ein neuer Doppelshedbau erstellt und in ihm die für die Entwicklung Grenzachs entscheidende Chromschwarzfabrikation eingerichtet. Mitte 1905 konnte mit der Produktion begonnen werden, nachdem im Rosental die ersten Probedarstellungen ausgeführt worden waren. Mit dieser heute noch mengenmäßig an erster Stelle stehenden Chromschwarzherstellung sah sich die Leitung der Firma zum erstenmal der Aufgabe gegenüber, die Herstellung eines Massenproduktes technisch und organisatorisch zu bewältigen. Das

Um- und Neulernen war nicht einfach; ein allmähliches Umgestalten der ganzen Geschäftsorganisation war nötig. Die deutsche Konkurrenz wirkte auf diese Neuorientierung entscheidend ein. Wollte man sich mit ihr in der Schwarzfabrikation messen, so mußte ihr Arbeitstempo und ihre Arbeitsmethode übernommen werden.

An dieser Stelle sei auf die damaligen Betriebs- und Arbeitsverhältnisse hingewiesen, die auch im Werk Rosental ähnlich waren.

Erhöhung der Produktivität, das heißt erhöhte Ausbringung pro Arbeiter und Stunde, die vom industriellen Konkurrenzprozeß immer dringender gefordert wurde, erheischte fortwährend technischen Fortschritt, Rationalisierung der Organisation und Disziplinierung der Arbeitsverrichtung. Wir können uns Gebäude und Installationen aus der Zeit bis zum Ersten Weltkrieg in ihrer technischen Ausstattung nicht einfach genug vorstellen; keine hohen, geräumigen, hellen und übersichtlichen Lokale, in denen

der Produktionsvorgang überschaubar und geordnet ablief und wo die benötigte Kraft und die Ausgangsmaterialien kontinuierlich und in gleicher Intensität zugeführt wurden, sondern ein Gewirr von Kesseln und Röhren bei gedämpfter Beleuchtung in gedrängten Räumen, in denen es allerlei Akrobatik bedurfte, sich darin zu bewegen und zurechtzufinden. Uns vorliegende Erinnerungen mögen die Situation veranschaulichen und die Bedeutung des gesamten technischen Rationalisierungs- und Abstimmungsprozesses der folgenden Zeit vor Augen führen. Es handelt sich dabei scheinbar um Details, die aber in einem größeren Zusammenhang gesehen nicht der Bedeutung mangeln. Die Stromlieferung des nahen Kraftwerkes setzte, besonders in den gewittrigen Sommermonaten, oft tagelang aus. Ein halbes Dutzend Arbeiter mußte dann von Hand die Riemen treiben, um die notwendigsten Antriebe einigermaßen in Gang zu halten. Dadurch ruhte natürlich die Arbeit der zur Hilfe zugezogenen Männer. Die betriebliche Kontinuität war unterbrochen, der zeitliche Kalkulationsplan umgestoßen. Wurde die Ankunft eines Wagens mit Salzsäure im nahen Bahnhof

angezeigt, rief man die gesamte Belegschaft des betreffenden Lokals auf, und mit vereinten Kräften stieß und zog man das Gefährt in das Fabrikareal. Besonders bezeichnete und nur für den Transport vorgesehene Arbeitskräfte standen nicht zur Verfügung. Abermals wurde die Kontinuität des Betriebsablaufes gestört. In den Lokalen gab es keine automatischen Aufzüge. Von Hand betriebene Flaschenaufzüge dienten der Beförderung der schweren Lasten. In vielen Fällen wurde auch von Hand gerührt.

Mitte 1900 begannen von Grenzach aus die Eislieferungen nach Basel. Mit vier Pferden, den «Geigy-Elephanten», fuhr der Wagen werkeigener Konstruktion auf der alten Straße über den «Grenzacherstich» nach Basel. Die Anstrengung der Fuhrleute und der «Elephanten» dürfte sich besonders an heißen Tagen zusammen mit dem tropfenden Eiswasser zu einer nassen Angelegenheit gestaltet haben. Im übrigen leisteten die Pferde der Geigyschen Fabrik, die mit ihren langen Mähnen und stämmigen Beinen von der ganzen Stadt bestaunt wurden, manchen im aufgeweichten Gelände

des Badischen Bahnhofes steckengebliebenen Fuhrwerken anderer Firmen Helfersdienste.

Die Arbeitsverhältnisse muten uns heute geradezu idyllisch an. Jeden Tag wurden die Chemiker in einer Kutsche von Basel abgeholt. Dr. Albert Mylius, der als Verwaltungsratsmitglied seit 1909 die Oberleitung Grenzachs innehatte, kam hoch zu Pferde nach Grenzach geritten. An der Pforte empfing der dienstbeflissene Pförtner Roß und Reiter und führte das Tier in den Stall und vielleicht trug der seine Leute nicht immer mit Handschuhen anfassende Kavallerieoffizier den ganzen Tag über seine Stiefel... Der herrschende Ton war bauzig-jovial, menschlich und herrisch zugleich. Die willigen und anhänglichen Badenser Arbeiter fühlten sich nicht allein durch die Aussicht auf die Lohntüte dem Unternehmen verpflichtet. Oft traten ihre Söhne der Firma ebenfalls bei. Gewisse Traditionen und die Verbundenheit mit dem Werk wurden auch unter der Arbeiterschaft von den Vätern auf die Söhne übertragen. Gearbeitet wurde von sieben bis zwölf Uhr und von halb zwei bis sechs Uhr. Von halb neun bis neun Uhr gab es eine Zünipause, von vier bis halbfünf Uhr eine Zobepause. Hier wie in Basel fuhr

der Bierwagen mit den Trunksame für die Belegschaft vor. Und oft trank einer über seinen Durst und legte sich nachher während der Arbeitszeit in einer dunklen Ecke eines Lokals zu einem Schläfchen nieder - ohne daß es gleich bemerkt wurde. Die Arbeitsatmosphäre war gemütlich; für einen Schwatz oder für einen Streit reichte die Zeit immer. In den winkligen Lokalen gab es der Ratten und Mäuse die Menge, so daß - wie uns berichtet wird - das begehrte Znüni und Zobe gut versteckt werden mußte. Um 1910 wurde das vollständige Alkoholverbot eingeführt und der Belegschaft Tee abgegeben, eine Maßnahme, die mit vielen anderen die Disziplinierung und Rationalisierung der Arbeit zum Ziele hatte. Stück um Stück der Fabrikidylle wurde ausgebrochen, um der Moderne den Weg zu bahnen.